

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt**

8 (28.1.1848)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 28. Januar 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

No. 8.

## Stiefvater und Stiefsohn.

(Fortsetzung.)

Wilde Gestalten wurden jetzt sichtbar und leuchteten mit ihren Feuerbränden in die Tiefe hinab. Als ihre Blicke den unbeweglich stehenden Mönch gewahrten, prallten sie erschrocken zurück, denn sie wähten ein Gespenst zu sehen. Doch bald ermannten sie sich zu dem ihnen eigenthümlichen frechen Muthe, und der Vorderste von ihnen rief dem Flüchtlinge die Worte: „Wer bist Du?“ mit barscher Stimme zu. Dieser antwortete ebenfalls fest und furchtlos: Der, den Ihr sucht; aber nur heran, Ihr sollt Euren Mann an mir finden.

„Oh!“ sagte der Führer der wilden Schaar, „Du bist ja ein gar lieber Gesell; doch fühle Dein heroisches Feuer, Du hast keine Feinde vor Dir. Auch bist Du keineswegs der, den wir suchen, der trägt ein anderes Gewand. Heil, nun fällt mir ein, wer Du seyn kannst. Ich hörte heut von einem, aus dem Kloster San Giovanni entwichenen Mönche erzählen, der so eine Art von Bantitenstücklein verübt hat, und dem nach allen vier Weltgegenden Schergen nachsetzen, um sich ein Blutgeld zu verdienen. Hab' ich's irrathen?“

„Willkommen!“ erwiderte der Jüngling. „Wenn der Convent der frommen Brüder für meine Leiche auch einen Preis zahlt, so erwerbt ihn Euch, denn lebendig sollt Ihr mich Ihrem grausamen Tribunale nicht überantworten.“

„Männlein!“ rief der bärtige Mann mit blitzenden Augen, „für diesen schmählichen Verdacht verdienst Du, daß ich Dir die Rutte roth färben ließe. — Doch,“ fügte er in einem etwas mildern Tone hinzu: „das Unglück macht mißtrauisch, und in Deiner Lage wird der Argwohn zu einer nothwendigen Tugend. Laß alle Furcht schwinden, oder besser gesagt, fass' Vertrauen zu uns; von uns hast Du eher Schutz als Verrath zu fürchten. Bleibe bei uns; einen Vurschen, wie Du einer bist, können wir brauchen.“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Flüchtling; „doch ich ahne es fast; Euer wildes Messere, die Waffen, die Ihr führt —“

„Deine Ahnung trägt Dich so wenig als mich vorhin die meinige trott,“ fiel ihm der Anführer in die Rede. „Wir sind Leute, die sich nicht in die bestehende Ordnung fügen können, wenn es anders Ordnung ist, daß Hunderte hungern, damit einer schmelzen kann. Willst Du Dich in unsern Schutz hegeben, so schlag' ein.“

Obgleich der Jüngling in seiner gereizten Stimmung diesen lockenden Tönen geneigtes Gehör zu gönnen bereit war, so ließ ihn eine fromme Regung noch einmal mit sich zu Rathe gehen, und er abgrübelte mit der Antwort:

„Nun, was zauberst Du?“ rief ihm der Banditenführer zu. „Brant Dir vor unserer Gemeinschaft, frommer Jüngling? Hat Dich denn nicht schon Dein Verhängniß zu uns geschleudert?“

„Nun!“ rief der Jüngling, „ich will Euch folgen, wenn Ihr mir versprecht, daß ich nicht gezwungen werde zu rauben, zu mordern und die Brantfackel in die Wohnungen der Menschen zu schleudern, es sei denn, Ihr hättet es einmal gegen den Podesla von Tortona gemünzt, dann will ich ganz der Eure seyn.“

„Et siehe da,“ lachte der Banditenführer auf, „spukt in

Dir auch der Racheteufel?“ Was hat der Signor Maretta Dir denn gethan, daß Dein Blut siedet, wenn Du an ihn denkst?“

„Was er mir gethan?“ rief der Mönch; „sei nun eine Kleinigkeit! Er hat mir Alles, Alles geraubt, was nur diesem Leben einen Werth geben kann, Hab und Gut, Liebe und Freiheit, den Frieden der Seele, und wir weiß, ob nicht auch die Ehre.“

Der Räuber sah den Jüngling mit einem Blicke der Bewunderung an, während er mit der Hand aufwärts über die Stirn fuhr und mit den Fingern in dem verworrenen Haare haften blieb. „Nun dann,“ sprach er nach einer kurzen Pause, und wilder blitzten seine Augen, „wenn dem so ist, so bist Du auch kein Andern als Lello Brutti, des tyrantischen Podesla unglücklicher Stiefsohn.“

„Ich bins,“ antwortete der Jüngling, „bin der von seinem Stiefvater um sein Erbe und um seine Braut betrogene, für verrückt erklärte und mit Gewalt zum Mönche geschorene Lello. Was Ihr auch Gräßliches gethan haben mögt, Ihr Söhne der Nacht, Keiner von Euch kann ein bössartigerer Mann seyn, als jener Maretta, der Räuber meines Glücks, der Mörder meiner Ruhe.“

„Bahr gesprochen, Lello!“ schrie der Bandit mit wildem Geinseln auf. „Komm an mein Herz; wir sind ja Unglücksgefährten, denn auch mir ist Aehnliches begegnet, wenn auch nicht ganz in dem Maße wie Dir. Auch ich ward schändlich um ein reiches Erbe und schöne Hoffnungen betrogen. Aber noch habe ich meinem Todfeinde nicht beikommen können, doch ich hoffe, seine finstere Stunde soll nicht mehr fern seyn. Und weißt Du, wer dieser Todfeind ist? Du kennst ihn gewiß gar wohl; es ist der Senator Limani, der Schwiegervater dessen, der Dir ein Teufel geworden.“

Der Jüngling brach in einen Ausruf des Erstaunens aus. „Ja Lello,“ fuhr der Banditenführer in einer wilden Begeisterung fort, „wir sind, obgleich wir uns noch keine Stunde kennen, Bundesbrüder geworden. Vielleicht hast Du meinen wahren Namen schon einmal gehört, vielleicht hat ihn Limani mit dem triumphirenden Lächeln des Satans genannt. Ich heiße Mauro Mozzoli.“

„Ich erinnere mich nur dunkel eines Marchese Mozzoli, der einmal vor vielen Jahren meinen Vater besuchte.“

„Das war mein Oheim. Er starb kinderlos, und mir und meinem Bruder hätte sein Nachlaß zufallen sollen, doch der verruchte Limani, ein weitläufiger Verwandter des Verstorbenen, hat uns durch abscheuliche Ränke um das Erbe gebracht. Lange schon hat mich gelästet, mich zu rächen, aber immer noch fand ich die Gelegenheit nicht günstig. Denn er hat in langer Zeit die feste Stadt Tortona nicht verlassen, wohin ich mich nicht wagen konnte, ohne mich großer Gefahr auszusetzen. Nun aber bewohnt er, wie ich erkundschafte, seit Kurzem seiner wankenden Gesundheit wegen, das Schloß zu Boshio, und dort will ich ihn nächstens überfallen. Der Podesla, sein würdiger Spielgesell, soll sein Schicksal theilen. Ha, scheint es doch, als habe ich meine Rache nur darum verschleppen müssen, um einen Theilnehmer, dessen Ansprüche an das Schicksal den meinigen gleich stehen, an dem blutigen Werke zu finden. Sobald ich in dieser Gegend ein paar

einträglliche Geschäfte beendigt habe, brechen wir nach den Gebirgsschluchten auf, welche die Lombarden von dem genuessischen Gebiete trennen, und von dort aus will ich dann ohne Säumnis den Zug nach dem Dir entziffenen Stammgute unternehmen, und auch Du sollst Rache haben für all' die Leiden, die Dein Todfeind über Dich gehäuft."

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch vernehmen, und ein Mann in Bauernkleidern kam in den Schacht hinabgekrochen. "Bist Du endlich da!" rief ihm Rozzoli entgegen, "wir glaubten Dich schon hier zu finden."

"Ich hatte nicht eher Gelegenheit, mich fortzusteilen," gab Jener zur Antwort; "doch wir haben keine Zeit verloren, denn jetzt erst ist die günstige Stunde gekommen."

"Folge uns, Lelio!" rief der Banditenhauptmann dem Jünglinge zu, "denn wir kehren nicht mehr hierher zurück, wenn die Arbeit gethan ist, die uns in heutiger Nacht obliegt. Mach' Dir keine unzeitigen Skrupel, Du brauchst vor der Hand nur ein mäßiger Zuschauer unsrer Thaten zu seyn, bis der Tag der Rache erscheinen wird, der Dich inniger mit uns verbinden soll."

Und an der Hand des furchtbaren Freundes entstieg der Jüngling der Unterwelt, wo sich sein Schicksal so seltsam gewendet hatte.

Das beklagenswerthe Opfer der Freundschaft zweier Böser, die arme Camilla hatte seit ihrer Vermählung mitten im Glanze und Ueberflusse nur freudlose Tage erlebt. Unmöglich konnte sie den Mann, an welchen des Vaters Wille, oder vielmehr des Vaters Schuld sie gefesselt hatte, lieben und achten; ja, es kostete ihr sogar Ueberwindung, ihn nicht zu hassen, dennoch besaß sie Seelenstärke genug, die Pflichten, die Vernunft und Moral von ihr forderten, getreulich zu erfüllen. Die dankbaren Blicke, der zärtliche Händedruck ihres Vaters waren ihrem frommen Herzen eine genügende Entschädigung für ein zertrümmertes Lebensglück, und mit Engelsgeduld ertrug sie die bösen Launen ihres Gemahls und seinen Uebermuth, der nicht selten in Hohn oder Härte ausartete. Ofr, recht oft, ach, mehr als ihrem Frieden dienlich war, dachte sie an ihren unglücklichen Freund, und manche stille Thräne floß seinem trüben Schicksal. In den Augenblicken ernster Selbstschauung dünkte es ihr wohl eine Sünde zu seyn, ihre Seele so viel mit dem Bilde des Jünglings zu beschäftigen, aber es schien ihr doch auch wieder unmöglich, dieser Sünde zu entsagen; sie konnte wohl Herr ihrer Worte und Handlungen, nicht aber ihrer Gedanken und Gefühle seyn, nicht die Stimme des Mitleids ersticken, die so mächtig in ihrem Innern für den Verbannten, Verstoßenen sprach. Sie wußte es, daß er das Mönchsgewand angezogen, aber sie wähnte, daß die Wahl dieses Berufs das Ergebniß eines freien Entschlusses gewesen sei, freilich durch vorhergegangene, sehr schmerzliche Erfahrungen veranlaßt. — Als sie am Tage nach ihrer Vermählung nach dem Besinden ihres geliebten Freundes, der nun durch ein unglückseliges Verhängniß ihr Stiefsohn geworden war, geforscht, und nach einer unbefriedigenden und ausweichenden Antwort den Leidenden selbst zu sehen verlangt hatte, war ihr von dem Gemahl gesagt worden, daß Lelio in eine Art von Wahnsinn verfallen sei, und daß man es für nöthig erachtet habe, ihn der Obhut und Pflege heilkundiger Mönche anzuvertrauen, unter deren Händen er hoffentlich bald genesen werde. Gleich einem Dolchstoße trafen diese Worte das schon an tiefen Wunden blutende Herz der armen Camilla, und ach, sie durfte diesen neuen Schmerz nicht einmal laut werden lassen, um den Zorn ihres Zwingherrn nicht zu reizen; sie mußte ihren Gram und ihr Mitleid still in ihre Brust verschließen, ihre Thränen gewaltsam zurückdrängen.

Nur in einsamen Stunden erschloß sich die Quelle dieses milden Thaus, nur dann brach sich auch die leise Klage Bahn über die schmerzlich zuckenden Lippen. So vergingen dem bedauernswerthen Schlachtopfer der Kindesliebe die sogenannten Flitterwochen der Ehe; sie wurden ihr zur langen Marterwoche.

Beinahe ein Jahr war Camilla vermählt, da brachte ihr Gandoiso eines Tages die Nachricht, daß sein Stiefsohn nunmehr genesen sei, daß er aber weder ins Vaterhaus, noch überhaupt in das wirre und laute Treiben der Welt zurückkehren werde, indem das einsame, beschauliche Leben der frommen Klosterbrüder seinem zur stillen Schwermuth sich hinneigenden Gemüthe so zusage, daß er sich entschlossen habe, ins Noviziat zu treten.

Camilla zweifelte nicht an der Wahrheit dieser Worte, denn es dünkte ihr höchst wahrscheinlich, daß der treue, von Gram und schwerer Gifteskrankheit gebeugte Jüngling, wohl eines solchen Entschlusses fähig gewesen sei. Sie betete mit glühender Andacht und tief bewegtem Herzen zur heiligen Jungfrau, daß sie dem Unglücklichen den Trost und die Ruhe gewähren möge, die er in seinem heiligen Versteck suche, damit ihn nicht früher oder später eine fruchtlose Reue quäle.

Neue Sorge und Betrübnis erwuchs der edeln Frau durch die immer mehr zunehmende Kränklichkeit ihres Vaters, aber sie fand auch zugleich einen neuen Stützpunkt und Aufschwung ihrer Kraft in den Werken ihrer Kindesliebe. Sie hatte den Kranken durch ihre Bitten vermocht, sein Amt niederzulegen, und die ungesunde Luft einer besetzten Stadt gegen die freie und erquickende auf einem angenehmen Landgute zu vertauschen. Mit Einwilligung des Podesta war Signor Limani auf das Schloß von Boshio gezogen, und seine Tochter widmete ihm hier die zärtlichste Pflege. Allein die Krankheit war eine der unheilbaren, durch die das Leben zwar langsam, aber ohne Rettung zerstört wird. Camilla's trübe Stimmung wurde durch dies voraussehende, unabwendbare Ereigniß noch zu einem höhern, ihrer Gesundheit gewiß nachtheiligen Grade gestiegen seyn, wenn nicht zu derselben Zeit eine ihr bisher noch unbekante Pflicht ihr Mäßigung im Schmerze geboten hätte. Sie wurde Mutter, und zum erstenmale nach vielen Tagen des Grames durchströmte wieder ein inniges Wohlgefühl ihre Brust. Der liebliche Knabe, den sie gebar, dünkte ihr ein freundlicher Engel, der erschienen sei, sie mit ihrem Geschick zu versöhnen. Nun wurde ihr Leben noch gehaltvoller, und versprach es zu bleiben, selbst wenn der, welchem sie den höchsten Schmuck des armen Erdendaseyns geopfert hatte, den Preis dieses ungeheuern Opfers nicht mehr lange genießen konnte. Und wirklich täuschte die edle Frau sich nicht; ihr kleiner Valerio ward ein Versöhnungsgengel zwischen ihr und dem Gatten. Sie fühlte nicht mehr, wie sonst, ein geheimes Grauen vor dem stolzen und harten Gandoiso, sie konnte es jetzt leichter über sich gewinnen, ihm vertraulich zu nahen, von ihm so Manches zu erbitten, was sie früher nur mit innerem Widerstreben gethan. Sie sah in ihm nicht mehr den frechen Tyrannen, den Mörder ihres Glücks, dem sie nur gezwungen Liebe gab — nein, sie erblickte in ihm jetzt den Vater eines ihr so überaus theuern Wesens. Aber es schien auch, als ob der Podesta, seitdem ihm ein Erbe geboren war, um Vieles milder und menschlich fühlender geworden sei; es schien, als ob er seine Gemahlin jetzt höher achte und ihren Werth erkenne. Deftler als sonst sah man ihn in ihrer Nähe, und wenn dies der Fall war, wollte man bemerken, daß die finstern Züge seines Angesichts einen etwas sanftern Anstrich erhielten. Und wenn er, was dem schroffen Manne wohl kaum Jemand zugebraut hatte, sein Kind auf den Armen wiegte, oder auf den Knien schaukelte, da war sein Lächeln nicht, wie früher, dem Grinsen teuflischer

schon Hohnes gleich, sondern es war das Lächeln einer Freude, die aus reiner Quelle fließt.

So schienen für die engelgute Camilla zu einer Zeit und in einem Verhältnisse, wo sie schon auf alle Erdenwonne verzichtet hatte, noch Blüthen des Glücks emporzusprossen.

(Fortsetzung folgt.)

### Pius der Neunte.

Um Großes, Ausgezeichnetes zu leisten im Leben, muß ein Mann nicht allein begabt seyn mit einem reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrung, mit bedeutendem Talente und Charakterfestigkeit, sondern er muß auch das Glück haben, eine Gelegenheit zu finden, bei welcher sein Wissen und sein Talent sich bewähren können; er muß die Mittel besitzen, ins Werk zu bringen und ausführen zu können, was er zu thun beabsichtigt.

Pius der Neunte zeigt seltene Geistesklarheit, und durch seine weltliche Stellung bis zum reifen Mannesalter gewann er praktische Weltansichten und Lebenserfahrungen, von großem Nutzen in seiner gegenwärtigen Lage. Aber leider! mangelte ihm die Energie zur consequenten Durchführung seiner Pläne, wie auch zum Theil die Mittel, gehörig in das Leben zu rufen, was er beschloß. Dies erklärt den häufigen Widerspruch in seiner bisherigen Handlungsweise. Er wünscht aufrichtig das wahre Wohl der katholischen Kirche, seiner sämmtlichen Unterthanen, der ganzen Menschheit; allein, mit bellagenswerther Schwachheit läßt er zu weitlen sich ängstigen und abschrecken, durch die Opposition des höhern Clerus und Jesuitenmachinationen, eifrig zu verfolgen die Bahn des Fortschritts. Pius der Neunte erkannte wohl die Nothwendigkeit kirchlicher und politischer Reformen und gleich bei seinem Regierungsantritt gab er Zeichen seiner Erkenntnis der Zeitumstände, eines edelmüthigen, guten Herzens und eines scheinbar großen Muthes. Wie zu erwarten war, fanden seine Reformtendenzen große Hindernisse zur baldigen und vollkommenen Ausführung in den verschiedenen Interressen der Geistlichkeit und seines Volks. Es ist bekannt, wie ultraconservativ der römische Clerus ist, wie er die geringste Neuerung fürchtet. Auf der andern Seite weiß man auch, wie sehr es der Einführung und dem Erfolge von wichtigen Reformen schaden muß, wenn diese von einer leidenschaftlichen und ungeduldrigen Bevölkerung, wie die des Kirchenstaates, ohne die nöthige Mäßigung verlangt werden. Außerdem fehlt es in Rom an zuverlässigen Staatsmännern, welche die Ansichten des jezigen Papstes theilen, seine Projekte kräftig unterstützen und seine Befehle genau vollziehen. Manche gehässige Decrete und Maßregeln, obgleich dem Anschein nach vom Papste ausgehend, rühren von Beschlüssen der Cardinäle und des Staatsraths her, oder sind gar eigenmächtige Schritte einzelner Beamten.

Diese Betrachtungen sollten uns verdeutlichen die Schwierigkeiten, welche den wohlmeinenden Absichten und den Gesegentwürfen des großen römischen Fürsten sich entgegen stellen. Obgleich wir bedauern müssen, daß bei seiner hohen Mission ihm eine unerschütterliche Energie abgeht, sollten wir doch nicht verkennen den außerordentlichen Werth seiner Prinzipien und Verbesserungen, und wir sollten nicht die Hoffnung aufgeben, daß er glücklich besiegen wird alle Hindernisse durch ein kluges und vorsichtiges Benehmen, und zum Besten der gesammten Menschheit fortfahren wird, alle zeitgemäßen Reformen in Kirche und Staat nach und nach einzuführen.

(Dib.)

### Etwas von den Spielkarten.

— — — „Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.“

— Schiller.

Wir lesen von unsern Voreltern — den hochgelobten alten Deutschen — neben den Lobeserhebungen, die uns noch heute stolz machen könnten, die Bemerkung, daß sie sich dem Glücksspiel mit einer Unabdingbarkeit überlassen haben, welche voraussetzt, daß man seiner gar nicht mehr mächtig und ganz dumm von der wüthigen Spielsucht geworden seyn muß, um auf solche Art ihr sich überlassen zu können. Hatte der Spielende bereits nichts mehr zu setzen, sondern sein Vieh und seine Sklaven schon verloren, so setzte er seine eigene Person aufs Spiel. Waslang ihm auch dieses, so war er ein Sklave und sein glücklicher Gegner führte ihn gebunden mit sich fort. Das Christenthum brachte die Spielsucht nicht aus unserm Vaterland hinaus; darum finden wir im 14ten Jahrhundert schon einschränkende oder gänzlich aufhebende Verordnungen wider das Kartenspiel.

Wer so viel, wie dies unsere Vorfahren durch ihre Spielsucht bewiesen, auf die Gütern des Glückes hält, welche in einem Nu den Lumpenkerl aus dem Staube erhebt oder — wie Horaz sagt — „im Nu des Hochmuths Siegesgepränge zum Leichenjammer umwandelt,“ von einem solchen dürfen wir wohl erwarten, daß auch die Zeichnung seines Kartenblattes und dessen Farbe nicht alles Sinnes entbehre. Dies ist denn auch wirklich beim Kartenspiel der Fall. Altem Anscheine nach ist es eine kriegerische Einrichtung, und die Deutschen bezielten die kriegerische Idee vor andern Nationen bei, indem sie aus den Bildern den König, Ober und Unter, oder den General, den Ober- und den Unteroffizier — welche ehemals auch Ober- und Untermaun genannt wurden — machten. Die Farbenblätter sollten ursprünglich vier Stände einer Nation bedeuten.

Die Schellen erhielten demnach die Bestimmung, den Adelstand zu repräsentiren. Wer in der deutschen Geschichte nicht näher bekannt ist, hält die Schellen für eine Herde der Narren. Aber nicht nur Narren, sondern auch vornehme Damen und Herren bedienten sich ihrer — namentlich im 14. und 15. Jahrhundert — als Schmuck. Groß Herren und Frauen hatten selten den Saum ihres Kleides mit kleinen silbernen oder goldenen Schellen behangen, um ihr Herannahen von Ferne bemerkbar zu machen und vor dem niedern Adel sich auszuzeichnen. Sogar Schußspizen und Scepter, die man schüttelte, um einen Klang hervorzubringen, wurden mit Schellen geschmückt. War es ein Zeichen der unvergeßlichsten Unterthänigkeit oder der Geringschätzung der Hoheit, daß das Volk gerade die Schellen zu Repräsentanten des Adelstandes im Spiel machte? —

Die Herzen repräsentirten den geistlichen Stand oder sollten wenigstens das untadelhafte Herz dieses Standes angeben. Schadel daß nicht auf jeder solchen Karte stand: „hört auf unsre Worte! seh'e nicht auf unsre Werke!“ — diese Kartenblätter könnten aber eben so gut auf den Kriegerstand bezogen werden und die Herzhaftigkeit anzeigen.

Grün oder Laub repräsentirte den Nahrungsstand, und die Eichel endlich bedeuteten den Rathsstand. Sollten wohl die Eichen, die Nahrung eines bekannten unreinlichen Haushieres, auf die Niedrigkeit und die Verachtung hindeuten, worunter dieser Stand schmachtete? In der That war einst ein Knecht wenig mehr als unehrlich. Er wurde für zu nieder angesehen, um für seine Gemeinde oder für seinen Herrn Waffen ergreifen zu dürfen, denn sie wären durch seine Hände geschändet worden. Man glaubte nicht, daß ein Knecht jemals in diesem oder jenem Leben auf die Rechte und Schicksale eines Freien würde Anspruch machen dürfen.

So sind die Spielkarten nichts weniger als sinnlos, während es dem Spiele selbst gar oft und den Spielern oft noch mehr an Sinn fehlt, da sie so viel auf dasjenige wenden, was vernünftiger Weise nichts hoffen läßt. Lehre den Spielsüchtigen dieses einsehen, so hast du ihn von seiner Leidenschaft geholt.

### PreisRäthselLotterie.

Die Auslosungen der in No. 97, 98, 99 und 100 des Schwarzwälder Boten vom vorigen Jahre erschienenen vier PreisRäthsel sind folgende: 1) Zucht haus. 2) Hochzeit. 3) Jungfrau. 4) Leumund.

Im Ganzen sind 254 richtige und 76 unrichtige Auslosungen eingelaufen.

Durch die Verlosung wurden nachbenannten Abonnenten die Preise zugeschrieben:

Der erste Preis

- 1) dem Hrn. Stauf in Gruorn, Oberamts Urach.
- Die übrigen Preise erhielten:
- 2) Hr. Schmid in Dürmentingen, Oberamts Riedlingen.
- 3) Hr. Breckel in Salmbach, Oberamts Neuenbürg.
- 4) Hr. Heinrich in Lustnau, Oberamts Tübingen.
- 5) Hr. P. Strehle in Waldshut, im Großherzogthum Baden.
- 6) Hr. D. Im. Frank in Nordstetten, Oberamts Horb.
- 7) Hr. F. J. Kall in Eningen bei Reutlingen.
- 8) Hr. Fäße in Gehingen, Oberamts Calw.
- 9) Hr. Weippert in Wiesenstetten, Oberamts Horb.
- 10) Hr. Christ. Krazer in Neuenbürg.
- 11) Frhr. R. v. Hunoldstein in Heuhof, Oberamts Münsingen.
- 12) Hr. Joh. Jac. Weikert in Sulz.
- 13) Hr. Lehmann in Cannstatt.
- 14) Fr. Caroline Hühn in Sulz.
- 15) Hr. Strohsäcker in Großsachsenheim, Oberamts Balingen.
- 16) Hr. G. Werkmann in Schwörz kirch, Oberamts Ehlingen.
- 17) Hr. Braun in Ueberlingen, im Großherzogthum Baden.
- 18) Hr. Clemens Deuschle in Altingen, Oberamts Herrenberg.
- 19) Fr. Sophie Mugler in Schozach, Oberamts Bessigheim.
- 20) Hr. Jak. Haas in Saulgau.
- 21) Hr. Michael Buchholz auf dem Föhrenbühl, Oberamts Oberndorf.

### Cuvier und der Teufel.

Insecten sammelnd ging einmal  
Herr Cuvier über Berg und Thal,  
Auf einmal riecht es schwefelich,  
Und grinsend zeigt der Teufel sich.  
Der Teufel sprach: „Gelehrter Mann!  
Fall auf die Knie und bet mich an!“  
Spricht Cuvier: „Ich bete nur  
Zum Geist des Alts und der Natur.“  
Der Teufel drauf: „Auf's Knie! fürwahr —  
Ich freß dich sonst mit Haut und Haar!“  
Doch Cuvier, der war kein Tropf,  
Beschaut ihn sich vom Fuß zum Kopf,

Prüft nach der Lehre, die er schuf:  
„Was? Höerner und gespaltner Huf?  
Mich fressen? Ha, das kenn' ich besser  
Graminivorus (Kräuterfresser)!“  
Drauf ist der Teufel abgestunken,  
Und in den Boden gleich versunken.

Die Dummen nur der Teufel schreckt,  
Die Klugen läßt er ungeneckt.

(Fliegende Blätter.)

Carl Cramer.

### MaritätenKästlein.

○ Unlängst versammelte sich eine ungeheure Menschenmenge auf dem Boulevard Montmartre in Paris. Sie betrachtete einen enorm großen Lastwagen, welcher mit Ballen weißen Schreibpapiers hoch belastet war. Acht käftige Fuhrmannsrosse, welche vorgespannt waren, konnten trotz gewaltiger Peitschenhiebe den schweren Lastwagen nicht von der Stelle bringen. Der Fuhrmann sah sich zuletzt genöthigt, noch vier Pferde als Vorspann kommen zu lassen. Fünfzig und einige Menschen legten mit Hand an, und die ganze schwere Last bewegte sich nun gegen das Hôtel Alexander Dumas' zu. Der berühmte Schriftsteller hat seinen Wintervorrath an Schreibpapier bekommen. Er hofft mit demselben auszureichen. Dritthalb Ohm Diäte und eine Schiebkarre Federn sind noch unterwegs.

○ Zwei Uhrmacher stritten sich, wer die größte und ausgebreitetste Bekanntheit habe. — „Ich“, sprach der Eine, „denn ich habe im vorigen Jahre dem Kaiser von Rußland seine goldene Uhr repariren müssen.“ „Was da mit dem Kaiser von Rußland!“ entgegnete der Andere. „Zu mir kam Einer, vor dem sich selbst der Kaiser beugen muß.“ „Und dieses war?“ „Der Tod.“ — „Was wollte dieser?“ „Er ersuchte mich, ihm seine Sanduhr auszubessern.“

○ Ein Barbler Aristokrat kam dieser Tage in eine Barbierstube und ließ sich rasiren. Der Barbler forderte 2 Bazen. Der Herr bemerkte, er habe noch nie mehr als einen Bazen bezahlt, worauf der Schalk von Barbler meinte, seit es so lange Gesichter gebe, könne man nicht mehr so billig rasiren.

○ Was ist mehr zu entschuldigen, wenn ein Mann eine Frau wegen ihrer Schönheit liebt, oder eine Frau einen Mann wegen seines Geldes?

○ Der Kuß ist das elektrische Symbol der Vereinigung. Der Sarg des Menschen ist aus vier Brettern zusammengesetzt, der Sarg der Unschuld oft nur aus vier Lippen.

### Charade.

Die Erste nennt die reiche Quelle,  
Die nie verfliegt und glücklich macht —  
Die Jedermann fliehet klar und helle —  
Der ernstlich ist auf sie bedacht.  
Wer sie versäumt, für den entspringen,  
Mit Recht des zweiten Paares Wehen,  
Die Jammer, Noth und Elend bringen,  
Wie wir es leider täglich sehen.  
Das Ganze stellt ein Uebel dar,  
Das Mancher bitterlich beweint,  
Weil er so unvorsichtig war  
Und hat die reiche Quack' versäumt.

Auslösung des Logogryphs in No. 7:

Schweitz.